

Šimek, Emanuel

Zusammenfassung

In: Šimek, Emanuel. *Velká Germanie Klaudia Ptolemaia. Svazek IV, Kulturněhistorický obraz oblasti mezi Rýnem a horní Odrou - dolní Vislou, Dunajem a Baltickým mořem v dobách kolem počátku našeho letopočtu*. Vyd. 1. Brno: Masarykova univerzita s podporou Ministerstva školství, 1953, pp. [625]-657

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/126616>

Access Date: 28. 11. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

ZUSAMMENFASSUNG

(Band I—IV)

Mein Versuch einer kritischen Analyse der Nachrichten des gelehrten Alexandriner Geographen Claudius Ptolemäus¹ über das Gebiet zwischen dem Rhein und dem Flusse Vistulas (Weichsel), der Donau und der Ostsee, das er — dem Brauche der antiken Welt folgend — ‚das grosse Germanien‘ benannte, hatte zur Aufgabe, das Werk des gelehrten Alexandriners in das richtige Licht zu stellen und zu zeigen, welcher Wert diesem Werke tatsächlich zukommt sowohl vom Standpunkte der Zeit, in der es entstanden ist, als auch vom Standpunkte unserer eigenen Zeit, der es naturgemäss in erster Reihe darauf ankommt festzustellen, „wie es denn wirklich war“.

Das Ergebnis dieser Analyse führt zu dem Resultate, dass Ptolemäus als der grösste Geograph seiner Zeit und als der letzte in der Reihe der grossen griechischen Geographen der antiken Zeit überhaupt zu betrachten ist. Dem Stande unseres heutigen Wissens nach war er tatsächlich der universalste Gelehrte seiner Zeit, ein wirklicher Polyistor, der bestrebt war, mit seinem Geiste und seiner Arbeit nicht nur die ganze sichtbare Welt, sondern — als hervorragender Musikkenner — auch die unsichtbare Sphäre der Töne zu umfassen. Dabei war er jedoch ein durch und durch nüchterner Mensch. Diese seine Nüchtern-

¹ Ich bediene mich hier der in der deutschen Fachliteratur üblichen Schreibweise des Namens in lateinischer Form, betone aber dazu, dass die ursprüngliche griechische Namensform *Klaudios Ptolemaios* lautet.

heit war es sogar, die ihn dazu verführte, den grössten Fehler seiner wissenschaftlichen Laufbahn dadurch zu begehen, dass er der empirischen Lehre vom Geozentrismus vor der genialen, aber bis dahin nicht hinreichend empirisch belegten Lehre Aristarchos' vom Heliozentrismus den Vorzug gab.

Dieser Irrtum, obzwar es vom Standpunkte der wissenschaftlich-kritischen Möglichkeiten der antiken Zeit betrachtet nur die nüchterne wissenschaftliche Ehrlichkeit des grossen Alexandriners erweist, gemeinsam mit anderen Irrtümern kleinerer Art, die sich teils infolge der Unzulänglichkeit seiner Quellennachrichten, zum grossen Teil aber auch durch das Verschulden der späteren Abschreiber in seine *Γεωγραφικὴ ὑφήγησις* eingeschlichen haben, und nicht in letzter Linie auch gemeinsam mit Irrtümern, die erst seine modernen Interpreten selbst begangen haben, wurde zur Hauptursache, weshalb manche kritisch denkende Wissenschaftler der Neuzeit mit Karl Müllenhoff, einem der Begründer der germanischen Altertumskunde, an der Spitze den alexandrinischen Gelehrten als Schwindler und dreisten Erfinder bezeichnet haben. Einen Mann, den die Gelehrten seiner Zeit wie auch der nächstfolgenden Jahrhunderte, die ihm zeitlich viel näher standen und daher auch seine Arbeits-Bedingungen und Möglichkeiten viel besser beurteilen konnten, nach Gebrauch jener fernen Zeiten *θεῖος*, ‚göttlich‘ nannten, und dem Markianos, sein späterer Nachfolger auf dem Gebiete der Geographie und folglich auch der Kronzeuge seiner Arbeitsmöglichkeiten, als dem einzigen die Superlativ-Epitheta *θειότατος* und *σοφώτατος* beilegte, obzwar er auch andere hervorragende Männer wie Protagoras, Eratosthenes, Artemidoros u. a. erwähnte. Welcher Verehrung sich sein Name auch in der Folgezeit erfreute, beweist übrigens hinlänglich auch der ausserordentlich grosse Einfluss, den sein Werk auch auf die Arbeitsweise und die wissenschaftlichen Anschauungen der gelehrten Welt der Folgezeit bis in's späte Mittelalter hinein ausübte.

Müllenhoff und die anderen ungerechten Kritiker des alexandrinischen Geographen und seiner Arbeitsweise haben selbst einen grossen Fehler dadurch begangen, dass sie gleich zwei

Hauptforderungen der modernen wissenschaftlichen Kritik ausser Acht liessen, nämlich, dass jedes wissenschaftliche Werk und sein Verfasser in erster Linie nach dem Masstabe und den Arbeitsmöglichkeiten jener Zeit zu bewerten ist, in der er lebte und schaffte, und zweitens, dass der Autor eines wissenschaftlichen Werkes keine Schuld an den Irrtümern und Fehlern trägt, die seine späteren Abschreiber und Interpreten selbst begangen haben.

Und so traf Ptolemäus in der Neuzeit in erhöhtem Masse dasselbe Schicksal wie manche Andern, die wenig bekannte Dinge zu erforschen und über sie zu schreiben versuchten. Einem ähnlichen Schicksal entgehen nun übrigens auch die gestrengen Richter des Claudius Ptolemäus und in erster Reihe auch Müllenhoff selbst nicht. Es ist wohl an der Zeit zu fragen, wie etwa Karl Müllenhoff, der Ptolemäus so streng vom Standpunkte der geographischen Kenntnisse *seiner eigenen* Zeit, d. h. der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, kritisiert und verurteilt hat, die ausserordentlich schwere Aufgabe, die sich Ptolemäus gestellt hatte, selbst gelöst haben würde, wenn er — statt in Berlin im 19. Jahrhundert — im nordägyptischen Alexandrien im *zweiten* Jahrhundert u. Ztr. gelebt hätte und mit so unzulänglichen Mitteln, wie sie Ptolemäus zu Gebote standen, in trockenen Positionszahlen und durch kurze, aber strikte Angaben in Tabellenform ein in jeder Hinsicht den Tatsachen entsprechendes Bild z. B. nur vom nördlichen Europa zu geben gehabt hätte!

Die Sache hat natürlich auch ihre Kehrseite. Es sind eben die Irrtümer des Alexandriner Geographen, wie auch die schier unübersehbare Reihe von Irrtümern, die seine Interpreten selbst begangen haben und noch begehen werden, die Ptolemäus und seiner Geographie eine dauernde Aufmerksamkeit der forschenden und grübelnden Geister, und somit auch die wirkliche Unsterblichkeit sichern...

Die Aufgabe, die sich Ptolemäus in den ersten Jahrzehnten des II. Jahrhunderts u. Ztr., also vor mehr als achtzehn Jahrhunderten stellte, überstieg tatsächlich die menschlichen Kräfte.

Er wollte eine Anleitung in möglichst knapper Form schreiben, nach der sich ein jeder seiner Leser wo und wann immer selbst eine schematische Karte der ganzen damals bekannten Welt wie auch der einzelnen Teile derselben zeichnen könnte. Er selbst schloss diese Teilkarten seinem Werke nicht bei. Ob er demselben eine eigene Weltkarte beige-schlossen hat, wissen wir nicht. Falls er dies getan hat, ist die Weltkarte verloren gegangen und ist nicht zur Vorlage ähnlicher, heute bekannter Handschriften-Karten geworden, denn diese stammen durchwegs aus späterer Zeit. Dasselbe gilt auch von den heute bekannten Teilkarten, die einzelnen Handschriften der Hyphegesis beige-schlossen sind und durchwegs die typischen Merkmale jener späten Zeit tragen, aus welcher die betreffenden Handschriften herrühren (vgl. Bd. I. 97 Blge II). Der Text der Hyphegesis zeigt dabei allerdings deutlich, dass er auf Grund von Karten beziehungsweise Kartenskizzen entstanden ist, die Ptolemäus selbst zuvor gezeichnet hatte und von denen er den Text ablas und niederschrieb.

Welchen Schwierigkeiten Ptolemäus beim Zeichnen dieser Kartenvorlagen begegnete, dessen besten Beweis liefert sein Bild von Europa und namentlich das Bild der grossen Germania, das den Hauptgegenstand der Erwägungen der vorliegenden Arbeit bildet.

Bevor wir uns dieser Hauptaufgabe zuwenden, ist es notwendig einige Worte der Frage zu widmen, welcher Anteil Marinos von Tyrus, dem unmittelbaren Vorgänger und älteren Zeitgenossen von Claudius Ptolemäus, an dessen Arbeit zukommt.

Seit der Zeit Berger's (1903) hat sich nämlich in der Weltliteratur die Ansicht eingebürgert, die Bücher II bis VII der Hyphegesis seien eigentlich die Arbeit des Marinos, die Ptolemäus in sein Werk übernommen habe, und in der böhmischen Fachliteratur ist man sogar zu der Annahme gelangt, dass Ptolemäus den gesamten literarischen Nachlass Marinos' und mit ihm auch sein nicht zu Ende geführtes geographisches Werk übernommen und in seiner Geographie in weitester Weise benützt (und eigentlich missbraucht) habe. Und so kam man

zu der Schlussfolgerung, dass von der ganzen Geographischen Hypothese nur das erste (einleitende) und das letzte (VIII.) Buch als die eigentliche Arbeit des Ptolemäus anzusehen sei.

Diese Annahmen sind durchwegs als unbewiesene und somit auch ungerechte Mutmassungen abzulehnen. Von Marinus und seiner Arbeit wissen wir eben nur das, was uns Ptolemäus selbst berichtet. Schon dafür sind wir Ptolemäus mit Dank verpflichtet. Ptolemäus widmete seiner Arbeit und deren Kritik den Hauptteil seines einleitenden I. Buches, volle 15 Kapitel (von 24 Kap. des ganzen Buches). Wir erfahren daraus, dass Marinus auf dem wissenschaftlichen Gebiete, für das die Griechen den Fachausdruck *γεωγραφία*, d. h. das Zeichnen der Weltkarte, geprägt haben, sein unmittelbarer Vorgänger war. Aus seinen kritischen Bemerkungen ersehen wir aber gleichzeitig auch, dass jeder von diesen beiden Männern sein wissenschaftliches Ziel auf einem andern Wege zu erreichen suchte. Marinus sammelte fleissig nach dem Beispiel seiner Vorgänger geographische Nachrichten aller Art und schrieb darüber mehrere Arbeiten, also nicht nur ein einziges Werk, das er nicht vollendet hätte, wie sich's die Autoren der oben erwähnten Hypothese vorstellten. Ptolemäus kritisiert stellenweise ziemlich scharf die uneinheitliche und unsystematische Methode, deren sich „der Mann“ (Marinos) in seinen *συντάξεις* bzw. *ἐκδόσεις τῆς τοῦ γεωγραφικοῦ πίνακος διορθώσεως* bediente, und die ihn nie zum erstrebten Ziel führen konnte. Dieses Missgeschick Marinus' war es eben, was Ptolemäus zu dem Entschluss führte, eine eigene, methodischere Anleitung zum Zeichnen der Weltkarte und der einzelnen Teile derselben zu verfassen. Diese Absicht hat er auch verwirklicht. Dass er dabei nicht nur diejenigen Nachrichten benützte, die er selbst gesammelt hatte, sondern auch das von Andern gesammelte Material und darunter auch das Material von Marinus, versteht sich von selbst (auch Marinus hatte dasselbe mit dem von seinen Vorgängern gesammelten Material getan). Dieses Material musste er aber, da es sehr ungleichmässig und verschiedenartig war, vorerst selbst sichten und bearbeiten, um einen einheitlichen Masstab

zu erhalten und sich auf die Weise die Benützung dieses Materials für die Tabellen der ‚geographischen Anleitung‘ (γεωγραφικὴ ὑφήγησις) zu ermöglichen.

Schon aus den hier angeführten Tatsachen erhellt die allgemeine Charakteristik der beiden letzten grossen Geographen des griechischen Altertums: Marinus war in erster Reihe ein eifriger Sammler von Nachrichten über die einzelnen Teile der Oekumene, Ptolemäus war überdies ein grosszügiger Synthetiker. Diese seine Eigenschaft verhalf ihm das erstrebte Ziel zu erreichen, was Marinus infolge seiner wissenschaftlichen Gewissenhaftigkeit, die ihn zum fortwährenden Nachrichtensammeln antrieb, versagt blieb.

Es versteht sich von selbst, dass Ptolemäus bei seiner synthetischen Arbeitsmethode viele durch Nachrichtenmangel entstandene Lücken nach eigener Abschätzung, deren Richtigkeit nie verbürgt war, ausfüllen musste. Dies war aber nach der griechischen Auffassung der Geographie als Zeichnen der Erdkarte in Hauptumrissen kein ernstes Hindernis (mit Abschätzungen und Vermutungen musste sich nach Ptolemäus auch Marinus selbst oft verhelfen), nachdem das Erfordernis einer geometrisch absolut präzisen Karte damals noch nicht bekannt war und hätte auch nicht erfüllt werden können. Das Anfüllen der Karte mit Detailangaben wurde als Aufgabe der Chorographie betrachtet.

Zur Anordnung der Hyphegesis wäre noch zu bemerken, dass Ptolemäus die Lage der einzelnen festen Punkte (der Fluss-Quellen und Mündungen, der Vorgebirge an der Seeküste, der Endpunkte der Gebirgszüge und der πόλεις — Ansiedlungen) durch ihre Koordinaten, ziffermässige Angaben ihrer geographischen Länge und Breite nach Graden und Minuten anführte, die durch's Umrechnen der Quellenangaben und oft auch nach einfacher Abschätzung gewonnen wurden. Im letzten — achten — Buche der Hyphegesis gibt Ptolemäus die geographische Lage der ausgewählten πόλεις in der Weise an, dass er die geographische Breite eines jeden dieser Orte nach der Stunden- und Minutenzahl seines längsten Tages zur

Zeit der Sommer-Sonnenwende bestimmt und die geographische Länge desselben in der Stunden- (und Minuten-) Zeit, welcher die Sonne zur Absolvierung der Entfernung zwischen ihm und Alexandria bedarf, anführt. Er bedient sich hier also einer primitiveren Art der Bestimmung der geographischen Lage. Dieser Umstand gemeinsam mit der Annahme, dass der Hauptteil der Hyphegesis — das zweite bis siebente Buch — dem Werke Marinos' entstammt, führte zur Ansicht, dass das achte Buch der Hyphegesis älter sei als die übrigen Bücher, und dass eigentlich nur dieses Buch gemeinsam mit dem einleitenden ersten Buche das selbständige Werk Ptolemäus und sein geistiges Eigentum sei.

Diese Vorstellung ist, wie gesagt, unrichtig. Die Stunden- und Minutenzahlen des achten Buches der Hyphegesis sind, wie bereits O. Cuntz nachgewiesen und meine Nachprüfung bestätigt hat, durch Umrechnung und Abrundung der analogen Zahlen des zweiten bis siebenten Buches der Hyphegesis entstanden. Im letzten Kapitel (30) des achten Buches gibt Ptolemäus eine Übersicht von 26 Ländern (Hauptgebieten), in die er sich die ganze Oekumene aufgeteilt hat, in der er wieder zur Bestimmung der geographischen Lage nach Graden zurückkehrt.

Das geographische Bild der Ptolemäischen grossen Germania, das die Vorstellungen der antiken Welt von der sogen. freien Germania zwischen dem Rhein und der Weichsel, der Donau und der Ostsee einschliesslich Skandinaviens und der dänischen Inseln wiedergibt, zeigt deutlich, mit welchen Schwierigkeiten Ptolemäus infolge Mangels an zuverlässigen Nachrichten und bei dem fast vollständigen Fehlen von zuverlässigen astronomischen Messungen und Lageberechnungen beim Zeichnen seiner Kartenskizze zu kämpfen hatte. Und zugleich zeigt es auch, wie Ptolemäus trotz der grossen Schwierigkeiten auf eine geradezu überraschende Art und Weise das Bild des von Alexandrien so weit entlegenen Landes, das er selbst nie gesehen hat, im ganzen und grossen richtig wiederzugeben wusste (vgl. Bd. II Blgen I, II, Bd. III Blge I).

Er konnte natürlich nicht alle Mängel seiner Quellennachrichten richtig erkennen und beseitigen, und so konnte er auch nicht zwei Hauptirrtümern ausweichen, welche zur Verzeichnung seines Bildes der Germania in mehreren Richtungen geführt haben und auch die Veränderung des Bildes von anderen Ländern Europas südlich und südwestlich der Germania zur Folge hatten. Der eine von den beiden Hauptirrtümern, der durch falsche Auslegung der kaufmännischen Itinerar-Vormerkungen über die Elbquellen herbeigeführt wurde, war die Übertragung des Gebirgsnamens *Sudeten* auf die bayrisch-südböhmischen und österreichischen Gebirgsketten nördlich der Donau, der andere war die Verbindung der Nachrichten über die Quellen des Rheins mit analogischen Nachrichten über den Ausfluss des Rheinstromes aus dem Bodensee und die dadurch verschuldete Verschiebung der ganzen Gegend um den Bodensee samt den Donauquellen auf die Höhe (geographische Breite) der wirklichen Rheinquellen.

Der erste Irrtum hatte zur Folge, dass auf der Ptolemäischen Karte ein doppeltes böhmisches bzw. böhmisch-bayrisches Gebiet entstanden ist, u. zw. das eine ‚unterhalb‘ der wirklichen Sudeten (denen Ptolemäus den künstlich gebildeten Namen „das Askiburgische Gebirge“ beilegte) und des „Melibokischen Gebirges“, eines zweiten langen Gebirgszuges, in dem bei Ptolemäus das heutige Erzgebirge, der Thüringer Wald und andere anliegende Gebirgsgruppen vereinigt sind, und das andere ‚unterhalb‘ des langen Gebirgszuges nördlich der Donau, auf den Ptolemäus den Namen der Sudeten übertragen hat. Dadurch dehnte sich ihm das Bild des dazwischen liegenden Gebietes um die doppelte Breite des heutigen Böhmens in der nord-südlichen Richtung aus.

Um damit auch die weiter westlich liegenden Gebiete in Einklang zu bringen, richtete Ptolemäus den Rheinstrom von Mainz abwärts ebenfalls in der Meridianrichtung auf, wodurch das ganze Nordgermanien nach Osten (N.-O.) verschoben wurde. Durch die damit verbundene Verschiebung der Ostgrenze Germaniens und der Weichselquellen verschob sich ihm

auch die Lage des Askiburgischen Gebirgszuges, dessen Ostende an die Weichselquelle gebunden war. Dadurch entstand auf seiner Karte eine grosse Lücke zwischen dem Westende des Askiburgischen und dem Ostende des Melibokischen Gebirges; das Abnoba-Gebirge, zu dem Ptolemäus auch die Gebirgsgruppen östlich vom unteren Rheinstrom rechnete, wurde weiter östlich vom Rhein verschoben, u. s. w.

Durch die Verschiebung der Donauquellen in die Lage der wirklichen Rheinquellen verzog sich ihm auch das Bild von Südwestgermanien in südlicher Richtung, gleichzeitig aber verengerte (verengte) sich ihm das Gebiet zwischen der Donau und Italien, was die Verängerung Raetiens, Noricums und teilweise auch Pannoniens zur Folge hatte; das ganze nördliche Italien wurde nach Süden verschoben, wodurch die Längsachse Italiens und der Nordadria fast in die west-östliche Parallelrichtung niedergedrückt wurde. Durch die Verschiebung der Längsachse der nördlichen Adria bekam natürlich auch die Küste von Istrien und ein grosser Teil der illyrischen (der heutigen kroatischen und dalmatinischen) Küste eine andere, u. zw. zuerst eine rein west-östliche Richtung, die im grossen Bogen allmählich (etwa von der heutigen Bucht von Cattaro an) in die südliche Richtung überging. Dadurch wurde die Ptolemäische Illyris verengt und gegen Norden verschoben, und auch Pannonien von Süden her zusammengedrückt. Und eine weitere Folge war die Veränderung des Stromlaufes der mittleren Donau, der eine südöstliche Richtung bekam. Im Westen hatte die Verschiebung der Rheinmündungen gegen Nordosten eine radikale Verschiebung der ganzen West- und Nordküste von Gallien und Hispanien zur Folge. Da die Lage der Meerenge von Gibraltar (des antiken *fretum Gaditanum*) Ptolemäus so gut bekannt war, dass sie ihm als einer der festen Hauptpunkte galt (Ptolemäus bestimmt ihre Lage auf 36° nördlicher Breite, also in völliger Übereinstimmung mit der Wirklichkeit), und da die Mittelmeerküste aus demselben Grunde ebenfalls nicht verändert werden konnte, suchte Ptolemäus eine Abhilfe darin, dass er die Längsachse der Pyrenäen

in der Mitte derart verbog, dass sie ‚unterhalb‘ des Golfes von Biskaya statt der westlichen die nordwestliche Richtung bekam. Dadurch wurde die nordhispanische Küste ungefähr um zwei Grade gegen Norden verschoben, wodurch der durch die Verschiebung der Hauptmündung des Rheinstromes in die Lage der Wesermündung entstandene Unterschied wettgemacht wurde. Die Westküste von Hispanien wurde dadurch um zwei Breitengrade (statt $7\frac{1}{2}$ auf $9\frac{1}{2}$ Breitengrade) verlängert und das ganze Bild der Halbinsel bedeutend deformiert.

Die Ostgrenze der Germania bildete nach der Vorstellung der antiken Welt die Weichsel. Wie unbestimmt jedoch diese Vorstellung war, ersieht man auch aus der Hyphegesis. Ptolemäus stellte sich den Fluss als einen ungefähr geraden Strom, der mit der sogen. Bernsteinstrasse parallel floss, vor. Die Bernsteinstrasse ging von der Mährischen Pforte durch das obere Stromgebiet der Oder in gerader Richtung zur unteren Weichsel.

Bezüglich der einzelnen Inselgruppen in der Nord- und Ostsee möchte ich hier darauf aufmerksam machen, dass Ptolemäus bei ihnen dreimal nach orientalischem Brauch die symbolische Ziffer „drei“ anführt, die einfach anzudeuten hat, dass es der Inseln mehrere gibt. Die Halbinsel Skandinavien stellte sich Ptolemäus — ebenfalls im Einklang mit der geläufigen Vorstellung der antiken Welt — als eine grosse, von allen Seiten vom Ozean umflossene Insel („grosse Skandia“, zum Unterschied von den „drei kleinen Skandien“ — den dänischen Inseln) vor.

Die Ptolemäischen Nachrichten über die orographischen Verhältnisse in der Germania bedeuten einen grossen Fortschritt gegenüber den Kenntnissen der römischen Welt, die sich um derlei Dinge wenig interessierte. Der durchaus praktisch veranlagte Römer betrachtete die mit Urwald bedeckten Gebirge nicht als Gegenstand seines wissenschaftlichen Interesses, wie z. B. Ptolemäus, sondern ausschliesslich nur als ein Hindernis im Weg. Darum ist es auch ganz begreiflich, dass Ptolemäus beim Sammeln der notwendigen Angaben über die Zahl

und Lage der einzelnen Gebirge in der Germania aus den Marginalnoten der kaufmännischen Itinerarien ausserordentlich grossen Schwierigkeiten begegnete. Sein orographisches Bild Germaniens, trotzdem es auf Grund derartiger, oft nur sehr mangelhafter Randnotizen (die einmal von einem Gebirge sprachen, aber seinen Namen nicht nannten, das andere Mal wieder den Namen eines Gebirges enthielten, aber in einer derart unklaren Art und Weise, dass nur der ursprüngliche Eigentümer des Itinerars wissen konnte, was er damit meinte und in welchem Zusammenhang der Gebirgsname zum Text des Itinerars stand) zusammengestellt ist, stimmt doch im ganzen und grossen mit den wirklichen Verhältnissen sehr gut überein. Allerdings nur, soweit es sich um die Zahl und die Hauptrichtung der Längsachse der grossen Gebirgsgruppen wie auch der einzelnen kleineren Gebirgszüge handelt, die sich zwischen ihnen befinden; in der Namengebung finden wir schon bedeutende Unterschiede, welche darauf hinweisen, dass Gebirgsnamen in den Itinerarien nur selten vorkamen.

Aus der nach den Ptolemäischen Grundsätzen gezeichneten Karte (Bd. II, Blage I) ersehen wir, dass Ptolemäus in den Gegenden nördlich der Donau drei Hauptgebirgsgruppen (-Gebirgszüge) unterschied, und zwar die eine im Südwesten zwischen dem Rheinstrom und etwa der unteren Altmühl, mit der Längsachse von Südwest nach Nordost, also in sehr guter Übereinstimmung mit den wirklichen Verhältnissen, die zweite weiter östlich in der Parallelrichtung oberhalb der Donau bis etwa zur unteren Iglawa im heutigen Südmähren, und die dritte noch weiter östlich zwischen der Donau und den Quellen der Weichsel (bzw. Oder). Im Gebiet nördlich von den eben genannten drei grossen Gebirgsgruppen trägt Ptolemäus auf seiner Karte weitere drei Hauptgebirgsgruppen ein, u. zw. die eine im Westen parallel mit dem Rheinstrom bis zur geogr. Breite der Emsquellen, die zweite in west-östlicher Richtung vom Chattenlande bis zur mittleren Elbe, und die dritte westlich von der Wechselquelle, mit der Längsachse vom Südosten nach Nordwesten.

Diese Ptolemäischen sechs Hauptgebirgsgruppen sind nach ihrer Lage und der Richtung ihrer Längsachse auf den ersten Blick leicht zu identifizieren: die erste Gruppe mit den Gebirgen vom Schwarzwald über die Schwäbische Alb bis zum südlichen Fränkischen Jura inklusive, die zweite Gruppe mit den Gebirgen und Höhenzügen beiderseits der böhmisch-mährischen und bayrisch-österreichischen Grenze, die dritte Gruppe mit den Westkarpaten, die vierte mit den Höhengruppen östlich vom mittleren und unteren Rheinstrom, die fünfte von der Rhön über den Thüringer Wald bis zum Ostende des Erzgebirges, und die sechste Gruppe mit den heutigen Sudeten vom Gesenke bis zum Lausitzer Gebirge inklusive.

Zwischen diesen sechs Hauptgebirgsgruppen oder in ihrer Nähe unterschied Ptolemäus weitere vier kleinere „Wälder“ (d. h. bewaldete Gebirge), und zwar den einen zwischen den beiden mittleren Hauptgebirgen, der offensichtlich ihre Verbindung vom Fichtelgebirge aus nach dem Süden andeuten sollte, den zweiten zwischen dem mittleren Hauptgebirge nördlich der Donau und den Westkarpaten, den dritten südlich vom mittleren Hauptgebirge nördlich der Donau, und den vierten östlich vom letztgenannten „Wald“ und ‚unterhalb‘ des Westendes des zweiten „Waldes“. Die Lage des zweiten „Waldes“ deutet an, dass es sich hier um die südmährischen Höhen zwischen der unteren Schwarzawa und den Karpaten handelt, der dritte Wald ist offensichtlich mit dem südlichsten Teile des mittleren Hauptgebirges ‚oberhalb‘ der Donau identisch, und der vierte ‚Wald‘ ist offenbar mit den Pollauer Bergen über dem römischen Mušov (Muschau) zu identifizieren, welche, obwohl sie nicht besonders umfangreich sind, trotzdem für die von Vindobona nach Mušov reisenden Römer eine grosse Bedeutung als vom weiten sichtbarer Wegweiser hatten.

Eine viel schwächere Seite der Ptolemäischen Geographie bilden die Namen der Gebirge. Teilweise richtig sind die Namen der beiden westlichen Hauptgebirgsgruppen. Die erste Gebirgsgruppe bezeichnet Ptolemäus als „die mit den Alpen gleichnamigen Berge“. Diese Benennung kann als Beweis da-

für angesehen werden, dass wenigstens der mittlere Teil der Gebirgsgruppe schon damals den heutigen Namen *Alb* oder *Alba* trug, den ihm die alten keltischen Bewohner jener Genden gegeben haben. An der zweiten westlichen Gebirgsgruppe blieb der alte einheimische Name *Abnoba* haften, Ptolemäus erweiterte ihn aber auch auf die nördlich des Mains befindlichen Höhen.

Die mittlere Hauptgebirgsgruppe nördlich der Donau benannte er irrtümlich *Sudeten*. Dieser Irrtum war, wie ich bereits erwähnt habe, von folgenschwerer Wirkung auf das Ptolemäische Bild nicht nur von Germanien selbst, sondern auch von anderen an dasselbe angrenzenden Nachbargebieten. Er wurde offenbar durch irrtümliche Verbindung von Itinerarnachrichten (Marginalvormerkungen) über die Elbquelle in den Sudeten mit den Nachrichten (Randbemerkungen) über die Quelle der Moldau, welche für die obere Elbe gehalten wurde, verursacht.

Die Übertragung des Namens *Sudeten* auf die südböhmischen Berge hatte zur Folge, dass Ptolemäus die letztgenannten Berge auf der Höhe (geogr. Breite) der wirklichen Sudeten placierte, und dass er die beiden nördlicheren Gebirgszüge, denen er, wie bereits erwähnt wurde, die künstlichen Namen „*das Askiburgische Gebirge*“ und „*das Melibokische Gebirge*“ beilegte, um die ganze Breite vom heutigen Böhmen und Nordbayern weiter gegen Norden verschob. Dabei trug er die in das böhmische Gebiet gehörenden Itinerarangaben je nach der Art ihrer Vormerkung einmal ‚unter‘ *seine* Sudeten (vgl. *Sudeinoi*), das andere Mal (wenn die Vormerkung den Namen der Sudeten nicht anführte) ‚unter‘ sein Askiburgisches Gebirge (die wirklichen Sudeten, vgl. *Sidones*). Und ähnlich erhielt auf seiner Karte die doppelte Breite auch das heutige nördliche Bayern zwischen der Donau und dem Melibokischen Gebirge (dem Thüringer Wald).

Das Waldgebirge zwischen der Melibokischen Gebirgsgruppe und den Ptolemäischen Sudeten erhielt den Namen „*der Seman(i)sche Wald*“ (*Σημανοῦς ὄρη*), und die übrigen drei

„Wälder“ tragen die Namen *Gabreta* (offenbar ein alter keltischer Name, ähnlich wie der Name *Sudeten*), *Orkynischer Wald* (ein literarisches Überbleibsel nach dem früheren Universalnamen *Hercynia silva*, mit dem Ptolemäus nichts anzufangen wusste) und schliesslich der *Lunardald* (eine Bezeichnung, welche die Pollauerberge offenbar nach ihrer bogenartigen, gegen Süden offenen Form von den südländischen Kaufleuten erhalten haben).

Der Gebirgsgruppe der Westkarpaten, welche im Südosten die Germania von der europäischen Sarmatia schied, gab Ptolemäus den künstlichen Namen *die Sarmatischen Berge*.

Als die schwächste Seite der Ptolemäischen Geographie sind ihre hydrographischen Angaben zu betrachten. Die alten Handelsstrassen mieden tunlichst die Nähe der Wasserläufe, wo sich ihnen zu viele Hindernisse (Sümpfe längs der Flussufer, breite und versumpfte Täler an den Mündungen der Nebenflüsse) in den Weg legten, und dies widerspiegelt sich gut auch in den Mängeln der Ptolemäischen Geographie. Ptolemäus bringt daher nur bei den grossen Grenzflüssen, dem Rhein und der Donau, nähere Angaben über ihren Lauf, und bei den übrigen Flüssen Germaniens begnügt er sich bloss mit den Daten über ihre Mündungen (die er offenbar in erster Reihe aus den seemännischen Vormerkungen über die Küstenschifffahrt, den sogen. *Periplus* schöpfte) und nur in wenigen Ausnahmefällen (bei der Ems, Weser, Elbe und Weichsel) bringt er auch Angaben über die Lage ihrer Quellen. Über den Lauf dieser Flüsse selbst erfuhr er sichtlich nur sehr wenig oder auch gar nichts. Von vielen, manchmal auch ganz bedeutenden Flüssen, wie z. B. vom Main, Neckar, von der Lippe, Aist, Naabe, der Waag und Gran, der Eger, Mies u. a., erfuhr Ptolemäus aus den Itinerarvormerkungen überhaupt nichts.

Die Ergebnisse seiner ethnographischen und topographischen Studien trachtete Ptolemäus weder in den auf die oben geschilderte Weise gewonnenen orographischen Rahmen, dessen Schwächen er kannte, noch in den sehr lückenhaften hydrographischen Rahmen einzuordnen. Er betrat hier einen anderen

Weg. Für jedes dieser beiden Fächer schuf er eigene Zonen, in welche er die betreffenden, aus verschiedenen Quellen gewonnenen ethnographischen und topographischen Namen einreichte. Ihre Lage im Verhältnis zu den Gebirgen und Flüssen, soweit er darüber überhaupt unterrichtet war, bezeichnet er mit besonderem, der näheren Orientation dienendem Hinweis (so sagt er z. B. von den Maromannen, dass sie „unter dem Gabretawald“ anzusetzen sind, von den Semnonen, dass sie östlich von der Elbe bis zum Suebos — der Oder — angesiedelt sind, u. dgl.).

Für seine Ethnographie der grossen Germania schuf Ptolemäus eigene sechs Zonen, in denen er im ganzen 75 (mit der „Wüstenei“ der Helvetier 76) Volksstämme bzw. ihre Teile untergebracht hat, und zwar: 1. in der Rheinzone 9 (mit der Helvetier-„Wüstenei“ 10), 2. in der Küstenzone zwischen der östlichen Mündung des Rheins und dem Weichseldelta — die grosse Skandia (Skandinavien) inbegriffen — 21 Stämme, 3 in der mittelländischen swebisch-burgundischen Zone 3 grosse Stämme; die letztgenannte Zone teilt ihm das übrigbleibende Germanien in zwei Teile ein, und zwar in eine nördlichere — die vierte — Zone, in welcher er 10 Stämme bzw. ihre Teile anführt, und in zwei südlichere Zonen, deren eine — die fünfte — beiderseits des Askiburgischen und Melibokischen Gebirges Ptolemäus als das Siedlungsgebiet von 13 Volksstämmen bzw. ihren Teilen bezeichnet, und die andere — die sechste —, die den Rest der Germania einnimmt und 19 ethnische Namen aufweist.

Von dem von Ptolemäus angeführten Material haben einen besonders grossen, geradezu dokumentarischen Wert die Angaben über die Siedlungen der **F i n n e n**, **G u t e n** (Gutonen — Goten) und **L e v o n e n** in Skandinavien, der **S a c h s e n** auf den „Sächsischen“ Inseln und dem östlich davon gelegenen Gebiete bis zum Flusse Chalusos — der Warnow, der **R u g i e r** im Weichseldelta, der **B u r g u n d e n** zwischen der Oder und der Weichsel, östlich von den Semnonen und nördlich von den **L u g i e r n** (die älteste und einzige historische Nachricht vom Sie-

deln der Burgunden in jenen Gegenden), der **Lugier** beiderseits der (wirklichen) Ostsudeten (vom Aufenthalte der Wandalen in diesen Gegenden wusste Ptolemäus noch nichts), der **Silingen** nördlich der (wirklichen) Westsudeten (die älteste Nachricht dieser Art), der **Korkonter** südlich davon („unterhalb“ des Riesengebirges; der Zusammenhang des Namens der Korkonter mit slav. *Krkonoše* ist unverkennbar), der **Kotiner** in Mähren, der **Cherusker** zwischen dem Harz und dem Thüringer Wald (nicht nördlich vom Harz!), der **Angeln** zwischen den Cheruskern und den Langobarden im unteren Elbgebiet (die einzige historische Nachricht über den Aufenthalt der Angeln in jenen Gegenden); über das alte Siedlungsgebiet der **Helvetier** (*ἡ τῶν Ἑλλοητῶν ἔρημος* — sichtlich noch mit den letzten Resten dieses grossen Keltenstammes) im Lande zwischen dem mittleren Rhein und der oberen Donau nördlich des Bodensees, über die **Markomannen** „unterhalb“ des Gabretawaldes, d. h. südlich vom Böhmerwald und den östlich angrenzenden Höhen im heutigen Nordösterreich, der **Quaden** in der Slowakei, u. a. (vgl. Bd. II, Kartenbeilagen I, II).

Für die Aufzählung des topographischen Materials wählte Ptolemäus wieder einen andern Weg. Er trennte es im Germaniakapitel vom ethnographischen Material ab (in den vorhergehenden Kapiteln des Buches II, welche den westeuropäischen Ländern gewidmet sind, ist beides vereinigt) und behandelte es selbständig in vier Kapiteln in knapper tabellarischer Form, welche nur die Ortsnamen und die entsprechenden Zahlen enthalten, die ihre geographische Lage (nach Graden und Minuten) bestimmen.

Die vier topographischen Zonen, in denen dieses Material zusammengestellt ist, nehmen auf der Ptolemäischen Karte der Germania überhaupt keine Rücksicht auf die natürliche Gliederung des Landes durch Gebirge und Flüsse, sondern sie sind rein mechanisch nach Parallelkreisen derart eingeteilt, dass die erste Zone (vom Norden her) den Raum zwischen 56° (die südliche Küste der Ostsee nach Ptolem.) und 54°, die zweite Zone

den Raum zwischen 54° und $51^{\circ} 30'$, die dritte Zone den Raum zwischen $51^{\circ} 30'$ und $48^{\circ} 30'$, und die vierte Zone schliesslich den Raum zwischen $48^{\circ} 30'$ nörd. Breite und dem Donaström einnimmt. Diese mechanische Einteilung wählte Ptolemäus offenbar deshalb, weil er zu oft nicht wusste, welchem Volksstamme die Ortschaften angehören und an welcher Seite der einzelnen Gebirge er sie placieren sollte.

Auf diese Weise zählt Ptolemäus in der Germania 95 Ortschaften (*πόλεις*, den Seehafen Mararmanis eingerechnet) auf und bestimmt zahlenmässig ihre geographische Lage. Von diesen Ortschaften gehören 20 der ersten, nördlichsten Zone, 29 der zweiten, 27 der dritten und 19 der vierten, südlichsten Zone an (vgl. Bd. III, Kartenbeilagen I, II).

Schon das, was hier angeführt wurde, zeigt deutlich, wie schwer es in vielen Fällen ist, diese Ortschaften richtig zu identifizieren. Es bedarf hier vielseitiger Erwägungen, bei denen nicht nur darauf zu achten ist, wohin Ptolemäus selbst die Ortschaften lokalisiert hat, sondern auch erwogen werden muss, aus was für einem Itinerar bzw. Itinerarien die Nachrichten über dieselben stammten, welchen Einfluss auf ihre Lokalisierung auf der Ptolemäischen Karte die Irrtümer des Ptolemäus und die damit verbundenen absichtlichen Korrekturen und unabsichtlichen Veränderungen seines Kartenbildes hatten resp. haben konnten, u. dgl. m. Gänzlich ungeeignet für diesen Zweck sind die von Forbiger, Sadowski, Mehlis u. a. empfohlenen generellen mathematischen Reduktionsformeln, ebenso wie die verschiedenen Versuche, die Ptolemäischen *πόλεις* auf Grund von zufälliger Ähnlichkeit ihrer Namen mit den topischen Namen unserer Zeit (vgl. z. B. Eburodunum — Brno/Brünn) zu identifizieren.

Die Ptolemäische Topographie ist für uns von Belang in erster Linie deshalb, weil sie einer Reihe von Itinerarien, Reiseberichten der römischen (bzw. aus den römischen Provinzen kommenden) Kaufleute über die einzelnen von ihnen benützten Handelsstrassen entstammt, welche eine ausserordentlich grosse Bedeutung dadurch erlangt haben, dass sie durch Ver-

mittlung des Handels mit dem römischen Imperium auch zur Verbreitung der Kulturgüter der Südwelt in der Zone nördlich der Donau und östlich des Rheins und damit auch zum kulturellen Fortschritt dieses grossen Gebiets sehr viel beigetragen haben.

Man hat bereits eine grosse Reihe von Abhandlungen der Frage gewidmet, wie sich diese Handelsstrassen in der Geographie des Ptolemäus widerspiegeln. Die Frage wurde natürlich sehr verschieden gelöst. Meiner Ansicht nach können wir auf Grund der Ptolemäischen Topographie in der grossen Germania im ganzen elf Hauptstrassen dieser Art rekonstruieren, und zwar: sechs Strassen, die vom römischen Donaugebiet zur Ostsee führten, zwei Strassen, die das römische Donaugebiet mit der Nordsee verbanden, eine Strasse, die vom römischen Limes an der Altmühl zum Niederrhein führte, eine Strasse, die vom unteren Rheingebiet zur Ostsee ging, und schliesslich eine Strasse, welche die beiden Meere, die Nordsee mit der Ostsee, verband (vgl. Bd. III Blge II).

Es sind dies die Strassen: 1. von Brigetio-Kelemantia (Leányvár) zur Weichselmündung, 2. von Carnuntum nach demselben Ziel (in Eburodunum war der Knotenpunkt dieser beiden Strassen, von wo aus sie die gemeinsame Route nach dem Norden verfolgten), 3. von Vindobona zur Mündung der Oder (Suebos), 4. vom norischen Arelate zum Delta der Oder, 5. vom demselben Ausgangspunkt zur Mündung der Elbe, 6. vom Boiodurum (Alt-Passau) zur Wesermündung, 7. vom Limes an der Altmühl zum Delta der Oder, 8. vom Limes an der Altmühl zum Niederrhein, 9. von Segodunum (Heidengraben-Grabenstetten?) zur unteren Warnow (Chalusos), 10. vom römischen Aliso zur unteren Warnow (beide Strassen verbanden sich im Ptolemäischen Amisia an den Emsquellen), 11. vom Fabiranon an der Nordsee nach Marionis und Koinoenon-Kenennon an der Südwestküste der Ostsee.

Ausser diesen Hauptstrassen kann man einige Verbindungsstrassen zwischen denselben konstatieren. Viele archäologisch belegte alte Handelswege, wie z. B. die Main—Egerstrasse, die

Strassen von Passau (dem alten Boiodurum) nach Südböhmen und vom bayrischen Chamfluss über Taus nach Westböhmen u. v. a. kommen in der Geographie des Ptolemäus nicht zum Ausdruck.

Was die Reisemöglichkeiten und die Art der Wege im alten Germanien anbelangt, muss man zwischen den in der Nähe der römischen Grenze liegenden Gegenden und den weiter landeinwärts befindlichen Gebieten unterscheiden. Im Rhein- und Donauebiet gab es zweierlei Wege: die römischen Strassen und die alten Wege der einheimischen Bevölkerung. Weiter landeinwärts, in Gegenden, die abseits vom direkten Einfluss der römischen Militärbehörden lagen, gab es nur die einheimischen Wege. Die römischen Strassen waren teils militärische Fernstrassen, die sehr solid (mit Steinpackung, Sturzpflasterung oder wenigstens Kiesschüttung) gebaut und hergerichtet waren, teils Quer- und Verbindungsstrassen, die meistens auf eine ähnliche Weise gebaut wurden. Das Reisen auf diesen Strassen war — solange sie in gutem Zustande erhalten wurden — bequem und verhältnismässig sicher, da es unter dem Schutze der römischen Militärbehörden stattfand. Anders war es auf den Wegen, die sich ausserhalb des Bereiches der Schutzgewalt der römischen Militärmacht befanden. Diese einheimischen Wege waren grösstenteils, soweit sie nicht durch Sumpfgebiete führten, ohne jede künstliche Pflege entstanden. Es waren nicht wirkliche Wege im heutigen Sinne des Wortes, sondern vielmehr nur Trassen, die von der Mehrzahl der Eingeborenen benutzt wurden. Wo es hinreichend Platz gab, gingen sie weit auseinander, ähnlich wie in manchen Gegenden auf den Gemeindehutweiden noch heutzutage (in Südböhmen z. B. werden diese Hutweiden bezeichnender Weise oft eben aus diesem Grunde „dráhy“, d. h. „die Bahnen“ genannt), und erst an engeren Stellen verbanden sich die vielen Fahr- und Fusswege zu einem einzigen, tief ausgehöhlten Weg, der im trockenen Zustande voll Staub war und bei Regenwetter sich in ein Meer von Kot verwandelte. Oft floss auf derlei Wegen, besonders zur Regenzeit, Wasser, das von den Abhängen herunterlief. In Sumpfgegenden und auf

Torfgründen wurden Bohlenwege angelegt, welche wie hölzerne Brücken zum Überqueren von Moorgründen dienten. Zu diesem Zweck wurden quergelegte Reisigbündel, Holzstangen oder auch stärkere Holzbalken verwendet, die an beiden Enden durch Querbalken verbunden waren. Solche Holz-, 'Brücken' haben in erster Reihe die Römer gebaut (vgl. die *'pontes longi'* des L. Domitius im Flussgebiet der Ems), sie wurden aber auch in weitentlegenen Gegenden gefunden, wohin die römischen Strassenbauer niemals gelangt sind.

Die römischen Strassen wurden mit Vorliebe, soweit es das Terrain überhaupt erlaubte, in langen geraden Linien geführt. Die einheimischen Wege passten sich dagegen viel mehr dem Gelände an, suchten sich mit Vorliebe die Wasserscheiden aus und mieden nach Tunlichkeit die sumpfigen Ufer der Flüsse. Die Mehrzahl von ihnen verband die politischen und wirtschaftlichen Mittelpunkte mit den übrigen Teilen der einzelnen Stammesgebiete, nach denen die Wege radial ausliefen, und nur die wichtigsten von ihnen durchquerten auch die Gränzwälder, die zum Schutze der Stammesgebiete dienten, als Kommunikationen, welche die Verbindung mit den angrenzenden Stammesgebieten vermittelten.

Die Handelskarawanen, welche auf derartigen Wegen reisten, waren durch verschiedene Gefahren bedroht, namentlich durch Überfälle von einheimischen Räuberbanden, die ihnen an vielen Orten in den Wäldern, in Gebirgspässen u. dgl. auf-lauerten und die Kaufleute um ihre Handelswaren beziehungsweise um die gekauften Sklaven und den sonstigen Ertrag ihrer Tauschgeschäfte beraubten, und womöglich auch sie selbst als Sklaven wegführten. Die fremden Kaufleute trachteten sich natürlich gegen solche Überfälle möglichst zu sichern, teils dadurch, dass sie um gehörig bewaffnete Gefolge sorgten, und teils so, dass sie nach Tunlichkeit nur die möglichst sicheren Wege wählten und die gefährlichen Stellen mieden. Längere Reisen wurden nur zur Zeit des trockensten Wetters, d. h. im vorgeschrittenen Frühjahr und im Sommer unternommen, wann die Wege fest und die Flussübergänge am leichtesten zu passie-

ren waren, und wann man oft auch die halbtrockenen Flussbetten als Wege benutzen konnte, was für die Handelskarawanen namentlich in gefährlichen Gebirgsgegenden von grosser Bedeutung war.

Längere Binnenlandreisen wurden natürlich beritten unternommen, wobei die mitgeführten Handelswaren von Pferden und Saumtieren getragen wurden. Für die Bequemlichkeit der Reisenden war nur in den von römischer Militärmacht besetzten Gebieten gewissermassen vorgesorgt. Dort gab es an den Strassen auch ausserhalb der Städte und der übrigen Ortschaften *tabernae*, private Gasthäuser, namentlich in der Nähe der Flussübergänge oder in besonders schönen Gegenden. Wie die diesbezüglichen Verhältnisse tiefer im Binnenlande aussahen, ist bisher nicht bekannt, es ist aber wahrscheinlich, dass die Kaufleute dort hauptsächlich auf die Gastfreundschaft der Eingeborenen angewiesen waren.

Die Einflüsse, welche auf den Handels- und sonstigen Strassen und Wegen aus dem von den Römern beherrschten Gebiete nach dem Binnenlande der grossen Germania kamen, waren teils — in materiell-kultureller Beziehung — von nützlichen, teils — in sozialer Beziehung — von schädlichen Folgen für die inneren Verhältnisse der Germanen begleitet. Im ersten Fall machten sie die einheimische Bevölkerung mit besseren, vorgeschrittenen Arbeitsmethoden bekannt, beeinflussten richtunggebend ihren Sinn für schöne Form und Ausschmückung der Tongefässe und anderer Erzeugnisse, und wirkten also auf die Entwicklung der materiellen Kultur der Einheimischen tatsächlich fortschrittlich ein. In der zweiten Richtung waren sie sehr schädlich, indem das Beispiel des römischen und orientalischen Despotismus auch die gesellschaftlichen Verhältnisse in Germanien beeinflusste, und namentlich dadurch, dass das römische und orientalische Sklavensystem nachgeahmt und der Sklavenhandel nun auch in Germanien eifrig betrieben und ertragreich wurde.

Der knappen Schilderung der kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der Germania des Claudius Ptole-

mäus ist der vorliegende Band meiner Arbeit gewidmet. Aus technischen Gründen erscheint er als selbständiger IV. Band (ursprünglich war er als zweiter Teil des III. Bandes geplant).

Die Zeit, welcher die Nachrichten des Ptolemäus entstammen, und die infolgedessen auch für das kulturhistorische Bild der Ptolemäischen Germania ausschlaggebend ist, wird einerseits durch den Anfang der militärischen, politischen und kulturellen Beeinflussung der Verhältnisse in der Germania seitens des römischen Imperiums im letzten Jahrhundert der alten Ära, andererseits durch das Datum der Beendigung der Ptolemäischen Geographike Hyphegesis bestimmt.

Das letztgenannte Datum wurde bisher in der Fachliteratur sehr verschieden angesetzt. Am häufigsten wurde für dasselbe die Zeit um das Jahr 150 oder zwischen den Jahren 150—178 u. Ztr. angenommen. Ich selbst komme auf Grund eingehenden Studiums der Ptolemäischen Angaben im zweiten bis siebenten Buch der Hyphegesis zur Datierung der Beendigung dieses Werkes in die Zeit zwischen den Jahren 135—142 unserer Zeitrechnung und in dieser Zeitspanne näher zum Jahr 135. Archäologisch ausgedrückt wird also der Rahmen des kulturhistorischen Bildes der grossen Germania des Ptolemäus ungefähr durch die Spätlatènezeit und die ältere Kaiserzeit bis etwa zum Ende der Regierung Hadrians beziehungsweise zum Anfang der Regierung des Antoninus Pius gegeben.

Durch diese Datierung wird gleichzeitig der Vorwurf Kubitschek's widerlegt, dass Ptolemäus einige Stationen der römischen Legionen, die erst in der Zeit um das Jahr 150 u. Ztr. belegt sind, nicht genannt hat. Dieser Vorwurf war dadurch erklärlich, dass Kubitschek die Hyphegesis um (vor) das Jahr 170 datierte, entfällt jedoch bei unserer Datierung der Beendigung dieser Arbeit zwischen die Jahre 135—142. Und mit dieser unserer Datierung stimmt auch gut überein, dass Ptolemäus ähnlich wie Tacitus das Gebiet der *decumates agri* noch zur grossen Germania zählte, da die Besetzung desselben durch die römischen Militärbehörden erst mit dem definitiven Ausbau der Limeslinie Miltenberg—Lorch an d. Rems—Böhming—Hien-

heim an der Donau abgeschlossen wurde, wozu es erst unter Antoninus Pius in den Jahren 148—161, also erst längere Zeit *nach* der Beendigung der Geographie des Claudius Ptolemäus kam.

Vom Standpunkte der bisherigen Ergebnisse der archäologischen Forschung zerfiel das alte Germanien des Ptolemäus meiner Ansicht nach in zwei grosse Kulturgebiete, und zwar in das Gebiet des direkten Einflusses der provinzial-römischen Kultur, das eine breite Zone längs der beiden Grenzflüsse, des Rheins und der Donau einnahm, und das binnenländische Gebiet der eigentlichen germanischen und keltischen Kultur im Stromgebiete der Elbe und der Oder. Zu diesem zweiten Kulturgebiet gehörte auch das heutige Mähren. Im Rhein-Donaugebiet schuf die römische Militärmacht, die römische Diplomatie, das römische Geld und die römische Kaufmannschaft eine Sphäre des direkten Einflusses des römischen Imperiums, in der die Eigenart der Kultur der einheimischen Bevölkerung fast gänzlich verschwand und den Einflüssen der provinzial-römischen Kultur unterlag. Das zweite, binnenländische Gebiet widerstand besser dem nivellierenden Einfluss des römischen Imperiums und bewahrte in einer viel grösseren Masse die Eigenart seiner einheimischen Kultur, wenngleich auch hier der mächtige Einfluss der römischen bzw. provinzial-römischen Kultur im archäologischen Nachlass der einheimischen Bevölkerung deutlich zu erkennen ist.

Das erstgenannte Rhein-Donaugebiet zerfällt in zwei Teile, u. zw. in das von der römischen Militärmacht besetzte und nach und nach durch den Limes abgeschlossene Gebiet, und in eine ungleich breite Zone ausserhalb des Limes. Im ersten Gebiet herrschten dieselben Kulturverhältnisse wie in den römischen Provinzen, wogegen in der zweiten, angrenzenden Zone der provinzial-römische Charakter der Kultur der einheimischen Bevölkerung doch nicht so ausschlaggebend war.

Im ersten, vom römischen Limes eingeschlossenen Gebiet waren die Verhältnisse in ethnologischer und sozialer Beziehung sehr kompliziert. In den *decumates agri* bildeten den Grund-

stock der einheimischen Bevölkerung nach Tacitus (G. 29) die Gallier, die sich offenbar aus den Überresten der alten helvetischen Bevölkerung, die im Lande sitzen geblieben war, und teilweise auch aus Ankömmlingen, die aus Gallien eingewandert sind (an diese scheint Tacitus in seiner kritischen Bemerkung in erster Reihe gedacht zu haben), zusammensetzten. Ausser diesen waren in dem vom Limes eingeschlossenen Gebiete auch schon die Germanen angesiedelt. Die dritte, numerisch weniger zahlreiche, aber herrschende Schicht bildeten die in den Städten und auf dem Lande zerstreut wohnenden Römer. Die Zusammensetzung der militärischen Besatzungstruppen fiel natürlich stellenweise in ethnologischer Beziehung noch bedeutend mannigfaltiger aus.

Die soziale Gliederung in diesem Gebiete war bald nach dessen Okkupation durch die Römer dieselbe, wie in den anliegenden Provinzen. Neben der Schicht der Freien lebte hier wie dort in den Häusern und auf den Latifundien der gut situierten Römer eine grosse Anzahl von Sklaven und Halbfreien, die durch mannigfache Verpflichtungen an die Scholle, die sie bewirtschafteten, beziehungsweise an die Person des Herrn gebunden waren.

In der Zone ausserhalb des römischen Limes waren die sozialen Verhältnisse nicht so kompliziert, aber auch dort lebten Sklaven neben den Freien. Ihre Lebensbedingungen waren nach Tacitus' Zeugnis wenigstens bei den Germanen erträglicher als bei den Römern und Galliern.

In ethnologischer Beziehung müssen wir auch hier neben der germanischen Bevölkerung mit Überresten der älteren keltischen Besiedlung rechnen, die sich nach und nach verringerte, und im Südosten, in erster Reihe in der heutigen Slowakei, auch mit Überresten von Illyriern, Daken und sarmatischen Jazygen. Ausserdem fingen schon zu dieser Zeit an auch die ersten slavischen Einwanderer, welche durch das karpatische Bergland nach dem Süden, zur Donau und noch weiter südlich zogen beziehungsweise ziehen wollten, sich in diesem Gebiete anzusiedeln. Sie lebten hier natürlich auch als halbfreie Ackerbauer,

aber auch als Sklaven, die in weiter nördlich gelegenen Gegenden den Sklavenhändlern verkauft und hierher transportiert wurden.

Die Uneinheitlichkeit und Zersplitterung der Bevölkerung sowohl in ethnologischer, wie auch in sozialer Hinsicht verhalf naturgemäss der provinzial-römischen Kultur zum raschen Sieg im ganzen Rhein- und Donaugebiet, und gleichzeitig auch zur Romanisierung der einheimischen Bevölkerung. Der Romanisierung unterlagen am raschesten die Überreste der alten keltischen und keltisierten Einwohner dieser Zone.

Das Binnenland im Stromgebiet der Elbe und der Oder war grösserenteils von Germanen besiedelt. In den südlicheren Gegenden dieses Gebietes wohnten von früher her die Kelten, die allmählich vor dem Andrang der germanischen Scharen wichen bzw. demselben unterlagen, und im östlichen Randgebiet siedelten sich die ersten Slaven an.

Den grössten Teil des Stromgebietes der beiden grossen Flüsse bewohnte einst das Volk der sogen. lausitzisch-schlesischen Brandgräber. Das Schicksal dieses Volkes ist infolgedessen von besonderem Interesse für die Beurteilung der ethnologischen Fragen dieses Gebietes. Die Geschichte des Unterganges dieses Volkes war nicht in allen Teilen des Landes gleich. Die südlichen Randteile dieses Gebiets sind im IV. Jahrhundert alter Ära dem Ansturm und rascher Okkupation der Kelten, die sich in breiter Zone von Thüringen über Nordböhmen, Mähren und das angrenzende Schlesien bis nach der Slowakei niederliessen, unterlegen und verchwanden allmählich, indem sie teils im Kampfe mit den kriegerischen Kelten ausgerottet, teils aus ihrem Lande vertrieben oder von den Kelten unterjocht und nach und nach assimiliert wurden. Diese Kelten waren nicht die Bojer, wie seit Jahrzehnten in der Fachliteratur angenommen wird, sondern die Volcae Tectosages, die nach dem Zeugnis der archäologischen Funde in Skelettgräbern, die sie uns hinterliessen, ein ausserordentlich kriegerisches Volk waren und auch auf die nördlich angrenzenden Germanen einen starken Druck ausübten, wodurch sie ihnen — die eben-

falls kriegerisch veranlagt waren — derart imponierten, dass ihr Name den Germanen zum Synonymum für die Kelten überhaupt wurde.

Das die Bojer nicht das Volk der nordböhmisches u. a. Skelettgräber gewesen sein können, erhellt aus den historischen Nachrichten der antiken Berichterstatter Strabo (IV. 206), Tacitus (G. 28, 41, 42) und Ptolemäus (II. 11), wonach die Bojer die direkten Nachbarn der Vindeliker waren und die Donau die Südgrenze ihres Siedlungsgebietes bildete. Auf Grund dieser Nachrichten müssen die Bojer das Volk der nordostbayrischen und südböhmischen Hügelgräber gewesen sein, welche archäologisch ein und dasselbe Volk repräsentieren, das vom Volke der nordböhmisches Skelettgräber grundverschieden war. Es konnten folglich in diesen Skelettgräbern nicht dieselben Bojer begraben worden sein, die durch die südböhmisch-bayrischen Hügelgräber repräsentiert sind.

Die Bojer und die böhmischen Wolker haben teils ihre Sitze verlassen, teils sind sie im Laufe des I. Jahrhunderts n. Ztr. den anstürmenden Germanen unterlegen und von ihnen absorbiert und assimiliert worden. In Mähren sind die *Volcae* auch weiterhin sitzen geblieben. Ihre Reste (die *Cotini* des Tacitus, Ptolemäus und Cassius Dio) haben sich daselbst nach dem Zeugnis der archäologischen, insbesondere keramischen Funde bis ins IV. Jahrhundert erhalten. Sie verschwanden allmählich unter den nachdrängenden Germanen (diesen gehört die Mehrzahl der Gräber auf dem grossen Brandgräberfeld bei Kostelec a. d. H. an, dessen Anfang durch Gräber des III. Jahrhunderts datiert ist). In Ostmähren haben ihren Namen *Volc* — *Walch* — *Walach* die slawischen Walachen als Nachkommen der Slaven geerbt, welche zu jener Zeit durch die Mährische Pforte kommend sich nach und nach in kleinen Gruppen — als landwirtschaftliche Arbeiter, Hirten u. dgl. — in Ostmähren niederliessen (die ersten slawischen Ankömmlinge sind bereits im I. Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Plinius (NH. III. 146) in Pannonien belegt, vgl. seinen Namen *Peiso* = *Pelso* = *Pleso* für den Plattensee, vgl. auch Aurelius Victor, De caes. 40), wobei sie den Na-

men der keltischen Majorität, der das Land angehörte, übernahmen. Ihre Zahl wuchs allmählich an und die ursprüngliche Minorität ist durch Zuwachs neuer slavischer Ankömmlinge nach und nach zur Majorität geworden, in welcher die keltische Minorität mit der Zeit verschwand.

Diese meine Erklärung des Ursprunges des Namens der ostmährischen slavischen Walachen ist meiner Ansicht nach historisch besser begründet als die bisher übliche Erklärung durch Zuwanderung von rumänischen Walachen im späten Mittelalter. Gegen diese Erklärung spricht am beredtesten der Umstand, dass der gemeinsame Sprachfond der mährischen und rumänischen Walachen nach den eingehenden Studien von D. Crânjälă (Kranžalov) mehr als verschwindend klein ist (blosse 26 Wörter, und zwar nur solche, die sich auf die Beschäftigung der in den Karpaten lebenden Hirten beziehen) und nach Mähren auch aus der Ukraine kommen konnte.

Was die rumänischen Walachen anbelangt, halte ich es für möglich und wahrscheinlich, dass sie ihren Namen ebenfalls von den *Volcae* geerbt, beziehungsweise nach ihnen zur Zeit des Aufenthaltes der alten Daken in der jetzigen Slowakei, von wo sie durch die Jazygen und wahrscheinlich auch Quaden verdrängt worden sind (Plinius, NH. IV. 80), erhalten haben und denselben nach ihren östlicheren neuen Sitzen mitgebracht haben.

Meiner Ansicht nach entsprang also der Name der beiden Gruppen von Walachen einer und derselben keltischen Quelle.

Ein ähnlicher Prozess der Namensübertragung, wie er sich etwa im III. oder IV. Jahrhundert u. Ztr. in Ostmähren abspielte, ist vielleicht auch schon früher, in einer ungefähr um ein halbes Jahrtausend älteren Zeit weiter nördlich im Hauptgebiet des alten Volkes der lausitzer Urnengräber zustande gekommen. Dort hat sich sein Schicksal anders entwickelt. Sein Land wurde nicht auf einmal von den Germanen besetzt. Die Germanen drangen in dasselbe, wie es scheint, bereits seit der Hallstattzeit in kleinen Gruppen ein. Als nationale Minderheit bedienten sie sich bei der Bezeichnung des Landes und seiner

Einwohner desselben Namens wie die altansässige Bevölkerung. Auf diese Weise ging der Name auch auf sie selbst über (ähnlich wie bei den Slaven der Name der Veneden — Wenden, der Warner u. a.) und mit ihm auch verschiedene Sitten und alte Bräuche der Urbevölkerung. Nach und nach vermehrte sich die Zahl der germanischen Einwanderer in solcher Weise, dass sie schliesslich die Majorität bildeten, aber der alte Name des Landes und seiner Einwohnerschaft hielt sich weiter. Die alte Bevölkerung wurde schliesslich von den Germanen gänzlich absorbiert und assimiliert, ihren Namen trug aber die nunmehr germanische (und germanisierte) Bevölkerung als Gesamtbezeichnung weiter. Und diese Gesamtbezeichnung, der sich diese Germanen bedienten, war — *Suebi*, und das Land selbst hiess — *Suebia*. Die alten Stammesnamen wurden natürlich auch beibehalten.

Den Namen *Suebi* haben wir erst für die germanische Bevölkerung des Elbe- und Odergebietes, d. h. der alten Heimat des Urnengräbervolkes von einer Reihe antiker Schriftsteller — Caesar, Strabo, Plinius, Tacitus, Ptolemäus — belegt. In der älteren nordischen Heimat der Germanen war der Name *Suebi*, *Swoeben* als Bezeichnung der Germanen selbst unbekannt. In der Hinsicht ist es bezeichnend, dass z. B. die Langobarden, die von den antiken Geschichtsschreibern in ihrer neuen Heimat an der Elbe einstimmig zu den Sueben gerechnet werden, in ihrer skandinavischen Urheimat nach ihrer eigenen alten Tradition nicht Sueben, sondern Winiler hiessen.

Es ist also meiner Ansicht nach möglich und wahrscheinlich, dass die Namen *Suebi*, *Suebia* ursprünglich dem Urnengräbervolke und seinem Lande angehört haben, und dass sie im Laufe der Zeit auf die aus ihrer nordischen Heimat eingewanderten Germanen übergingen.

Ausser den Namen *Suebi*, *Suebia* konnte auf die germanischen Ankömmlinge auf eine ähnliche Weise auch eine Anzahl anderer Namen, in erster Linie Stammesnamen übergegangen sein, so z. B. der Name der *Semnonen*, des im Gebiete zwischen der mittleren Elbe und Oder, also im Herzen der Heimat des

alten Urnengräbervolkes angesessenen Hauptstammes der Sueben, dessen Altertümlichkeit von Tacitus ausdrücklich hervorgehoben wird, und dessen Name ebenfalls ungermanisch klingt. Und ähnlich konnte auch der geheimnisvolle altertümliche Kult des allmächtigen Gottes (*regnator omnium deus*) mit seinen barbarischen Menschenopfern im heiligen Haine der Semnonen ein uralter Kult des Urnengräbervolkes bzw. seines Zentralstammes (der alten nichtgermanischen Semnonen) gewesen und von den germanischen Semnonen als Erbe nach ihren Vorgängern übernommen worden sein. Und dasselbe gilt auch von der altertümlichen, bei andern Germanen ebenfalls unbekanntem Sitte der Sueben, ihren Haarschopf an der Schläfe oder am Kopfscheitel zu einem Knoten zu binden.

Bezüglich der sozialen Gliederung der Bevölkerung des Stromgebietes der Elbe und der Oder gilt dasselbe, was Caesar und Tacitus über die Kelten und Germanen im allgemeinen berichtet haben.

Bei den Kelten gab es zwei Gesellschaftsklassen, welche das gesamte öffentliche Leben ihres Volkes beherrschten, nämlich den Kriegsadel und die Priestergesellschaft der Druiden. Das übrige freie Volk übte auf die öffentlichen Angelegenheiten keinen Einfluss aus, es nahm sogar nicht einmal an den öffentlichen Beratungen teil und lebte auf eine nahezu ähnliche Weise wie die Sklaven. Manche von seinen Angehörigen, wenn sie die Last der öffentlichen Abgaben oder die Bedrückung von Mächtigeren nicht ertragen konnten, begaben sich freiwillig als Sklaven unter den Schutz des Adels. Dieser erlangte dadurch über sie dieselben Rechte wie über wirkliche Sklaven.

Neben dem Adel und zur Zeit des Rückganges seiner Kriegstüchtigkeit am Ende der Latènezeit vielleicht noch vor dem Adel stand, was die öffentliche Bedeutung anbelangt, die ‚Kaste‘ der Druiden, welcher nicht nur die rein religiösen Angelegenheiten, sondern auch andere wichtige öffentliche Aufgaben, insbesondere die Gerichtsbarkeit und die Erziehung ihres Schülernachwuchses oblagen. Infolge ihrer Lehre von der Seelenwanderung der Verstorbenen wurde von den Kelten der

frühere Ritus der Körperbestattung, der mit der Sitte möglichst reicher Ausstattung der Gräber ihrer Verstorbenen durch Beigaben (Liebesgaben) verbunden war, aufgegeben. Die Toten wurden fernerhin verbrannt, und zwar vielleicht schon — soweit man nach dem hohen Grade der Knochenverbrennung urteilen kann — in geschlossenen Brandöfen, und die Totenasche wurde, wie es scheint, am häufigsten ohne Urne und ohne Beigaben einfach in eine Erdgrube geschüttet bzw. in ein Erdgrübchen gelegt.

Das Schicksal der Sklaven war bei den Kelten, wie es scheint, gleich traurig wie im römischen Reich. Sie waren das blosse *mancipium*, rechtloses Eigentum ihrer Herren, ähnlich wie das Vieh oder eine Sache, die das Eigentum des Herrn war.

Bei den Germanen ging die gesellschaftliche Gliederung nicht so weit und die sozialen Unterschiede waren nicht so schroff, wie bei den Kelten. Alle Germanen waren im Grunde genommen freie Leute. Es kam allerdings vor, dass manche von ihnen beim Würfelspiel, nachdem sie alles verloren haben, sich selbst und die eigene Freiheit auf den allerletzten Wurf setzten, und wenn sie auch den verloren haben, es als Ehrenpflicht betrachteten, ihr Wort zu halten und sich vom Gewinnenden als Sklaven binden und verkaufen zu lassen. Sonst waren bei den Germanen, wie es scheint, nur Sklaven fremder Herkunft, in erster Reihe die Kriegsgefangenen. Stammesangehörige, die durch das Unglück im Spiel zu Sklaven wurden, trachteten sie an fremde Kaufleute zu verhandeln. Dadurch wurde allerdings das Schicksal solcher Sklaven nur verschlimmert, namentlich, wenn ihre neuen Herren Römer oder Leute aus den Provinzen waren. Das Schicksal anderer Sklaven war bei den Germanen gewöhnlich milder als bei den Römern und Kelten. Nach dem Zeugnis des Tacitus (G. 25) hatte bei ihnen jeder Sklave sein eigenes Haus und Heim, wo er nach eigenem walten konnte. Dem Herrn lieferte er wie die *coloni* bei den Römern Getreide, Vieh oder Stoff (Gewänder) in der vom Herrn festgesetzten Menge ab. Nach Tacitus geschah es nur selten, dass ein Sklave

geprügelt, gefesselt oder mit Zwangsarbeit (wie bei den Römern) bestraft worden wäre. Falls der Sklave vom Herrn getötet wurde, geschah es nicht in der Absicht ihn streng zu bestrafen, sondern im Jähzorn und — wahrscheinlich — in der Trunkenheit.

Die Freigelassenen waren nach Tacitus bei den Germanen nicht viel besser daran, wie die Sklaven. Im öffentlichen Leben konnten sie nur bei jenen Stämmen vorwärts kommen, die von Königen beherrscht wurden. Dort erhoben sie sich manchmal über die Freien und sogar über den Adel selbst.

Wie sich die diesbezüglichen Verhältnisse bei anderen ethnischen Gruppen in den östlichen Randgebieten Germaniens, wie z. B. bei den slavischen Veneden, entwickelt haben, darüber sind wir weder durch historische Nachrichten, noch durch archäologische Funde hinreichend unterrichtet. Es ist jedoch wahrscheinlich, dass bei ihnen ähnliche Verhältnisse herrschten wie bei ihren germanischen Nachbarn. Neben den Freien gab es auch bei ihnen Sklaven, deren Schicksal jedoch ebenfalls erträglicher war als im römischen Imperium. Fremde, südländische Kaufleute, die auf den von Carnuntum und Brigetio kommenden Handelswegen zu ihnen gelangten, kauften bei ihnen ebenfalls in erster Reihe die Sklaven, was natürlich auch in jenen Gegenden schlechten Einfluss auf die dort herrschenden Verhältnisse und ihre Entwicklung ausüben musste.

Der Handel der südlichen Kaufleute wurde natürlich bei den Germanen wie auch bei den Slaven durch die bei ihnen herrschende Gastfreundschaft sehr gefördert. Über die Germanen berichtet Tacitus, dass es bei ihnen dem Gast frei stand beim Abschied um eine Sache zu ersuchen, die ihm gefiel, und dass man es als Gebot guter Sitte ansah, seine Forderung zu erfüllen. Dem Gastgeber stand es jedoch frei, eine Gegengabe zu fordern. Auf diese Weise wurde wahrscheinlich manches schöne Metallgefäß südlicher Provenienz gegen einen Sklaven oder ein kostbares Pelzwerk eingetauscht...

Was die Beschäftigung der Bevölkerung anbelangt, gab es zu der Zeit, welche den Gegenstand unserer Erwägungen bil-

det, einen grundsätzlichen Unterschied zwischen den Kelten und den Germanen unseres Gebietes. Die Kelten haben meistens schon ihre Kriegstüchtigkeit (*virtus*) eingeübt, weshalb sie sich grösstenteils hinter die dicken Schutzmauern ihrer *oppida* begaben, wo sie sich dem Handel und verschiedenen Arten von Gewerbe, mit der sehr vorgeschrittenen Töpferei und Metallbearbeitung an der Spitze bis zur Erzeugung von zarten goldenen Armringen, zum Glasfluss und der Erzeugung von Armringen u. a. aus buntfarbiger Glaspasta, zum Schmelzguss, Prägung von goldenen und silbernen Münzen usw., widmeten. Häufige Schlüsselfunde in den Wohnungen der Kelten liefern den besten Beweis dafür, dass es bereits notwendig war das Privateigentum vor den Dieben zu schützen.

Bei den Germanen ist durch antike Nachrichten und archäologische Funde als Hauptbeschäftigung der Ackerbau, die Viehzucht und das Kriegsgewerbe bezeugt. Sonst wurde bei ihnen als Hausbeschäftigung hauptsächlich die Töpferei, Schmiede- und Wagnerarbeiten, das Spinnen und Weben betrieben. Die Sorge um die Hausführung und die Hausarbeiten wurde gänzlich den Frauen überlassen. Die Männer widmeten sich in ihrer freien Zeit mit besonderer Vorliebe dem Festessen und den damit verbundenen langdauernden Trinkgelagen, wie es auch durch häufige Funde von importiertem Trinkgeschirr (Metallgefässen) und beschlagenen Trinkhörnern in germanischen Gräbern bezeugt wird.

Von den grossen Mengen von Fundgegenständen, die man bisher auf den Siedelungen und in den Gräbern gefunden hat und von deren Klassifizierung und näherer Beschreibung hier abgesehen werden muss, möchte ich nur auf die grosse Bedeutung der zahlreichen eingeführten Metallgefässe aus Bronze, Silber (oft vergoldet), Weissmetall und ihrer Verbreitung für die Beurteilung der Intensität der Handelsverbindungen zwischen den einzelnen Teilen des römischen Imperiums und dem freien Germanien, und gleichzeitig auch für die Feststellung der Handelswege, auf welchen dieser Import nach dem freien Germanien kam, hinweisen.

Die Zufuhr dieser Metall- und in erster Reihe der Bronzegefässe in das Elbe—Odergebiet aus Italien und den Donau-provinzen fand hauptsächlich auf den vom Ptolemäischen norischen Arelate an der Donau (an der Mündung des Erlabaches) und von Vindobona, in geringerem Masse auch von Carnuntum und Brigetio ausgehenden Handelsstrassen statt. Im Westen hatten die wichtigsten Handelsstrassen ihre Ausgangspunkte in den grossen militärischen Limesstationen am Niederrhein, von denen sich in der Ptolemäischen Geographie am deutlichsten die vom römischen Aliso ausgehende Strasse nach Amisia widerspiegelt.

Nach den Ländern im äussersten Norden, nach Jütland, auf die dänischen Inseln, nach Norwegen und Schweden fand der Import aus Gallien wahrscheinlich auch auf dem Seeweg statt. Auf die dänischen Inseln und nach Skandinavien mussten natürlich auch alle auf den Landwegen an die Ostseeküste gebrachten Importwaren auf den Schiffen hinübergeführt werden.